

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 17.

Sonntag, den 23. April 1899.

VI. Jahrgang.

Sinnspruch.

Kopf ohne Herz macht böses Blut;
Herz ohne Kopf thut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll geblühen,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

(Nachdruck verboten.)

Die dumme Frau.

Von Robert Heinrich (Mannheim).

Sie hatten sich so von Herzen gern gehabt und waren mit so guten Grundsätzen in die Ehe getreten. Wie war es nun gekommen, daß sie sich zuerst gegenüber gestanden hatten wie zwei Kinder, die mit einander spielen und immer fremder geworden waren? Das war so gekommen: Er war ein Bücherwurm, still, träumerisch, insichgekehrt und dem Treiben des Lebens abgewandt. Das hinderte ihn aber nicht, sich für einen ausgelehrten Kenner der Frauen zu halten. Auf der Schule hatte er den Charakter Iphigenien's bis in seine Grundtiefen erforscht, und die Frauengestalten der Antike waren ihm eben so vertraut, wie die der deutschen Klassiker und der Neueren. Daraus hatte sich ein Bild von der Frauenseele gewebt, schöner noch als alle, die geschrieben waren. Und er glaubte, daß es nicht allzu schwer sein könne, durch ernste und unablässige Erziehung eine solche vollkommene Frauenseele heranzubilden. Ja, die Erziehung, sie schien ihm vor Allem wichtig, gerade bei der Frau. Darum hat er auch bei der Wahl seiner Zukünftigen fast einzig darauf gesehen, daß sie zarten Gemüths, weich und bildsam sei. Das war sie auch; aber das sah er bald, mit dem Erziehen, so, wie er es sich gedacht hatte, ging es doch nicht so leicht. Zuerst wußte er nicht recht, wo und wie anfangen; er fand den Punkt nicht, wo er mit seinem Erziehungswerk einzusetzen hätte. Sie war eben doch schon fertiger, als die, welche er als Lehrer zu unterrichten hatte. Da erzählte ihm ein Freund, ein Jurist, wie glücklich er sich fühle, daß seine Braut, die Tochter eines Beamten, die ihrem Vater bei seinen Geschäften fleißig an die Hand gehen mußte, Verständniß zeige für seinen Beruf, und voller Stolz zeigte er ihm eine Arbeit, die sie nach seiner Anweisung selbstständig gefertigt hatte. Das gefiel unserem Freund und er glaubte, seine Frau auch in seinen Beruf einführen zu sollen. Aber es zeigte sich bald, daß sie nur geringes Verständniß hatte für philologische Feinheiten. Es verdroß ihn nicht viel. Er hatte bei seinen Frauengestalten noch nie gesehen, daß sie Gehilfsinnen ihrer Männer in deren Beruf gewesen waren, und er beeilte sich, die Sache anders anzugreifen.

Die Litteratur schien ihm das richtige Gebiet zu sein; hier sollte seine Frau heimisch werden, hier wollte er ihr Seelenleben wecken, sie empfänglich machen für den reichen Vorn des Guten, Edeln und Schönen. In seinem Eifer bot er ihr gleich, was er für das Höchste hielt an Werken des Geistes. Mit ihm sollte sie schwelgen; wo er sein Glück gefunden, sollte auch das ihre sein. Aber es wollte nicht recht vorwärts gehen, das sah er bald. Sie las zwar gerne und hörte noch lieber vorlesen; aber ein Zeitungsroman gefiel ihr besser, als die hohen Werke, die er ihr brachte. Auch gegen das Schulmeisterliche in seinem Wesen war sie; sie wollte selbst finden, was ihr gefiel. Darüber geriethen sie einst fast in einen ernsten Streit. Er behauptete, die Frau könne höchstens nachempfinden, was der Mann gedacht, und auch da bedürfe sie noch der Anleitung; aus sich selbst vermöchte sie nichts. Das tränkte sie mehr, als er dachte. Dann aber scherzte sie darüber und schien fast vergnügt, daß sie nun ihren ersten Streit gehabt hatten.

„Nicht wahr, darüber war's“, sagte sie später noch manchmal, „daß die Frau nichts kann; aber warte nur, ich behalte doch noch recht!“

Sie gab sich alle Mühe, aber es ging eher rückwärts als vorwärts.

Lag der Fehler an ihm? War er zu rasch gewesen? Er glaubte es fast. Darum wollte er noch einmal ganz von vorn beginnen und ganz behutsam sein. Er fing da an, wo man in der Schule zu beginnen pflegt, mit den Vorbereitungen zur neueren Litteratur und wollte dann systematisch weiter schreiten. Er opferte viel Zeit, um herauszufinden, was schön und geeignet sei. Darum war er empfindlich, wenn sie zu spät zur Lehrstunde kam, wie sie sein Vorlesen einmal nannte, als sie glaubte, er höre es nicht, und daß sie manchmal vor häuslichen Geschäften gar keine Zeit finden wollte. Aber es kam noch schlimmer. Als er ihr einst aus einem Werke vorlas und sie auf die Herrlichkeit einer Stelle hinwies, die er ihr zweimal vorgetragen, da antworteten ihm nur ihre tiefen regelmäßigen Athemzüge. Sie war eingeschlafen. Da wurde er sehr böse; er schlug das Buch zu und es stand nun bei ihm fest, er hatte eine dumme Frau.

Dabei blieb er stehen, er hatte eine dumme Frau, die ihn nicht verstand, oder vielleicht gar eine, die ihn nicht verstehen wollte. Und mehr und mehr begann sie ihm fremd zu werden, noch bevor er einen tieferen Blick in ihr Inneres gethan.

Aber auch sie war zu einer Erkenntniß gekommen. Ihre Mutter, eine kluge Frau, hatte ihr ehemals manchen guten Rath gegeben. Vor allen hatte ihr einer gut gefallen, und den hatte sie sich am besten gemerkt, daß sie sparsam sein solle, sparsam mit dem Geld, weil die Verhältnisse klein waren, und sparsam mit der Liebe, damit ihr Mann sie als etwas kostbares schätze und sie ausreiche bis zum Ende. Bisher war sie freigebig ge-

wesen gegen ihren Mann, wie sie meinte. Nun, da sie sah, daß sich die Auster lösten im Grunde, glaubte sie, ihr Mittel nicht richtig angewandt zu haben. Sie nahm eine ertheuete Kälte und Zurückhaltung an, um ihren Gatten wieder zu gewinnen. Allein er verstand es falsch. Er zog sich immer mehr von ihr zurück, das fühlte sie wohl, und suchte Verkehr außer dem Hause. Manchmal gab es Streit über kleine Dinge und lange schon schmerzte sie nicht mehr über den ersten. Er sah nicht, wie sie mit sorgender Hand sein Heim verschönte, bemerkte nicht, wie sie jeden Wunsch des verwöhnten ehemaligen Junggesellen zu errathen suchte. Ihm schien nur, als ob die Blumen, die sie einst zusammen gepflegt, trauerten und welken wollten in der Luft der Zimmer. Die Wände drückten ihn in seinem kleinen Heim, er wollte wieder frei sein, frei. Das hatte er lange schon gewußt, bevor er es sich gesagt.

Da senkte ihm ein leichtfertiger Freund den Stachel der Eifersucht in die Seele. Seine Frau, verrieth er ihm einst, habe vor ihm einen Andern geliebt. Auf allen Böden habe sie mit dem schönen Heinrich getanzt, und jetzt noch denke sie an ihn und er an sie, wie jeder wisse. Das erklärte ihm Vieles und machte ihm Manches verständlich an dem Benehmen seiner Frau. Sein Freund mußte noch mehr wissen, als er ihm gesagt. Man wollte ihn nur schönen aus Mitleid. Aber er wollte selbst sehen und seine Frau auf die Probe stellen. Einst sagte er ihr, von allen Namen gefalle ihm keiner besser, als der Name Heinrich und er möchte wohl so heißen. Da schaute sie ihn so ruhig an mit ihren klaren Augen und lächelte dann so vergnügt in sich hinein, daß er wohl sah, sein Verdacht sei ohne Grund. Es wurde aber nicht besser zwischen ihnen.

So ging es fort, längere Zeit. Er war viel von Hause fort und, wenn er daheim war, war er einsilbig und verstimmt. Auch sie suchte Verkehr außer dem Hause und schied lebhafter und lustiger denn je. Warum sie manchmal plötzlich verstummte und scheu umher sah und einmal im lebhaftesten Gespräch in Thränen ausbrach, konnte sich Niemand denken. Eines Abends, als sie wieder fort war, brauchte ihr Mann Schlüssel: die sie in verschiedenen Verstecken aufzubewahren pflegte. Er fand sie endlich bei vielen Papieren. Es waren Briefe aus der Mädchen- und Verlobungszeit, untermischt mit getrockneten Blumen, Schleifen und anderen Andenken an frühere Zeiten. Beim Weynehmen der Schlüssel fielen die Papiere auseinander, und ein, wie es schien ganz frisch verschlossenes Couvert blieb oben liegen. Neugierde hieß es ihn öffnen. Er fand ein Gedicht, überschrieben: „An Heinrich!“ Es war neuen Datums, wie aus verschiedenen Anzeichen zu entnehmen war. Das Blut strömte ihm gewaltsam nach dem Herzen, seine Hände zitterten, und es flimmerte ihm vor den Augen, so daß er das Blatt kaum lesen konnte. Das Gedicht war von überströmender Zärtlichkeit gegen den, dem es galt. Er lächelte bitter, als er sah, wie wohl seine Frau in den Liedern Heine's und Lenau's bewandert war; er hörte auch das Pochen eines eigenen erwachenden Herzens, das aus dem Blatte sprach. Warum galt es ihm nicht? Nun war alles zu Ende. Es war also doch so; sie war heuchlerisch, falsch und treulos. Aber schließlich, was lag denn daran? Er liebte sie ja doch nicht mehr, sie war ihm nichts mehr, und daß ihm jetzt der Kopf glühte, die Hände eisig waren, und daß er nur Seere und Oede in seiner Brust fühlte, war nur ein Nervenreiz, der vorüber ging. Einen Austritt wollte er nicht haben, Vorwürfe war sie nicht werth, aber aufpassen wollte er, daß er sie auf der That ertappe.

Das war nun sein einziges Bestreben; zuletzt wurde es zum krankhaften Wahn. Halbe Tage durchstreifte er die Stadt, um etwas Greifbares zu entdecken. Wenn sie einmal Nachts zum Theater ging, verfolgte er sie von Weitem. Aber es schien, daß sie es vorsichtig trieb. Wegen Kleinigkeiten gab es schneidende Neben, oft für sie ganz unverständlich. Dann sprach er

tagelang kein Wort. Manchmal, wenn sie schweigend bei einander saßen, fühlte er ihren fragenden Blick auf sich ruhen. Ein Wort hätte dann genügen können, das Gewitter zu entfesseln, das vielleicht die Luft gereinigt, vielleicht auch alles zerschmettert hätte; aber es ward nicht gesprochen.

Nicht lange vor seinem Geburtstag wurde seine Frau krank, schwer krank. Zeitweise war sie ohne Besinnung. Ein natürliches Mitgefühl überkam ihn, wenn er sie mit glühendem Kopf in den Kissen liegen sah, wenn sie so schweigend litt. Zugleich mit dem Mitleid tauchten auch Zweifel in ihm auf. Der Tag der Krisis kam. Hatte sie die stürmischen Fieber schon überwunden? Er näherte sich dem Bett und beugte sich über sie. Da umschlang sie seinen Hals und sprach mit rührender Zärtlichkeit: „Heinrich!“

Wie ein Schlag ins Gesicht traf ihn dies Wort. Sie rebete also noch im Fieber, und das entflozene Wort war ein unfreiwilliges Geständniß ihrer Schuld. Mit einer harten Rede stieß er sie zurück, ihre Krankheit nicht achtend, und stürmte fort. Ihren schmerzlichen Aufschrei hörte er kaum noch. Wo er die Nacht gewesen, wußte er später selbst nicht mehr. Erst nach Mitternacht kam er zurück, durchnäßt und beschmutzt. Seine Leidenschaft hatte ausgetobt, er war zum Sterben müde. Der Arzt war eben fortgegangen. Die Magd, die ihm öffnete, konnte vor Schluchzen fast nicht wiederholen, was er ihr gesagt hatte. Es konnte in der Nacht noch zu Ende gehen. —

Eine eisige Hand griff nach seinem Herzen, als er die Wertschaft vernahm. Ging es zum Ende, bevor Klarheit geschaffen war zwischen ihm und ihr? Die Frühlingszeit seiner Liebe fiel ihm ein. Es war ja noch so lange Zeit gewesen, seiner Frau zu sagen, was gesagt sein mußte; aber jetzt! Und reichete das, was er wußte, aus zu einem Gerichte auf dem Todtenbett?

Verstört und schwankend trat er in ihr matt erleuchtetes Zimmer. Sie war ganz ruhig, und ihre Augen strahlten in verklärtem Glanze. Er setzte sich an ihrem Lager nieder und legte seine fiebernde Stirne auf ihre ausgestreckte Hand. Lange sprach keines ein Wort. Endlich brach sie das Schweigen.

„Was zwischen uns steht, muß groß sein“, sprach sie, „das weiß ich jetzt. Darf Dein Weib noch zu Dir reden, ehe es von Dir geht?“

Er erhob sein Haupt und nickte wehmüthig mit abgewandtem Gesicht. Sie sprach zu ihm, erst langsam und stönd, dann aber mit der ganzen Fülle eines überströmenden Herzens, und mit der Hast einer Sterbenden. Sie klagte nicht, oder wenn sie es that, war es nur darüber, daß sie nicht so hatte sein Weib sein können, wie sie es gewollt. Ach, daß er früher einmal so einen Blick hätte thun können, in die Tiefe ihrer verschlossenen Seele!

„Aber das Papier“, fragte er, ihre Hände krampfhaft erfassend, „das ich bei Deinen Briefen gefunden habe, dort im Schrank?“

„Welches Papier“, fragte sie, sich halb erhebend.

„Das Gedicht an ihn, dem Dein Herz gehört, das mir gehören sollte. Auf Dein Gewissen frage ich Dich in dieser Stunde, ist nicht alles Lüge, was Dein Mund redet?“

Da fiel sie in die Kissen zurück und bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz.

„Das also war es, o! Gott, das? Willst Du nun glauben, was ich Dir sage im Angesicht des Todes? Weißt Du noch unsern ersten Streit? . . . Ich wollte doch Recht behalten . . . Es war für Deinen Geburtstag bestimmt, bevor ich krank wurde, und weil Du einst sagtest, Du wolltest Heinrich heißen, nannte ich es so.“

Da brach seine Kraft; sein Haupt sank schwer auf ihre Brust, und ein Beben durchschüttelte seinen Körper. Sie sprach nichts mehr, aber sie verstanden, was jedes sagen wollte, Leib um dahingeschwundenes Glück, zu spät.

Unsere geehrten Leserinnen werden höchlich erfreut, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür bemühen, zu erweisen, daß bei Beschreibungen und Einfäufeln von Waaren wolte man sich gütigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise an Förderung unserer Blätter beitragen.

Bitte zu lesen!

Und so fanden sich ihre Herzen, während der Lobtenge'sanft durch das Zimmer ging.

Die gute Stube.

Im Thüringer Wald lehrten wir wandernden Burschen einmal bei einer blonden Müllerin ein, einer kräftigen Wittib die es wohl verstanden haben mußte, Haus und Hof und Mühle zusammenzuhalten, denn Wohlstand und Ordnung guckten aus allen Ecken und Enden hervor. Und es machte ihr große Freude, uns das Alles zu zeigen. Ihren besonderen Stolz aber bildete die gute Stube, deren Boden blank geschauert und mit Sand bestreut war. Da hingen an den Wänden die Schattenrisse des verstorbenen Müllers, der Eltern und Großeltern, bescheidene Kupferstiche von Luther, vom alten Fritz, von Blücher und Theodor Körner; in einem Glas-schrank wurden Hochzeitsgeschenke und allerlei Erinnerungen aufbewahrt und oben drauf standen die vergoldeten Gypsbüsten von Schiller und Goethe. An der Innenseite der Thüre aber fiel eine Schiefertafel auf, die in großen Schriftzügen die geflügelten Worte zeigte:

In die gute Stube darf nicht gespußt werden.

Das wäre doch selbstverständlich, erlaubten wir uns zu bemerken.

„Ja, da haben Sie ganz recht, für Sie ist es auch nicht; aber für die neibischen Bauern, die es aus purer Bosheit thun. Bei der letzten Kirmis habe ich einen hinausgeworfen, daß er zeitlebens dran denkt; die Tafel ist eigentlich mehr für die bösen Zungen.“

Als sie das vom Hinauswerfen sagte, glänzten ihre hübschen Augen, ihr lachender Mund ließ ein prächtiges Gebiß sehen, und der Vicerps ihres erhobenen rechten Armes schwoll zu einem faustbiden Knödel an, bei dessen Anblick mein Turnerherz um einige Grab Reaumur lauter hüpfte. O Müllerin, o Müllerin, wär' ich Dein Müllerbursch! Sie hatte zwar eine Hand voll Jahre voraus, aber dem Burschen ist ja das ganz egal.

An die Warnungstafel habe ich später oft denken müssen, nachdem die deutsche Mühle wieder in Gang gebracht war. Ist auch eine gute Stube drin, mit allerlei Denk- und Ehrwürdigkeiten und nationalen Heilighümern; aber die Frau Müllerin ist eine dumme Gans, läßt die frechen Lausbuben spucken soviel als sie wollen, wenn sie nur recht viel Schnaps trinken und ihre Zehe zählen, — eine frivole Berlinerin, mehr öffentlich als Meinung. Das Spucken macht ihr heidenmäßig viel Spaß. Namentlich wenn die „verjodeten Puppen“ auf dem Glascrant zum Ziele genommen und sicher getroffen werden, stimmt sie ihr breckiges Lachen an, wobei es in ihrem Munde gar nicht schön aussieht. Denn sie laut auch Tabak. Wenn sie sich diese Unarten abgewöhnt, kann sie noch ein ganz nettes Frauenzimmer werden. Aber vorläufig verzichte ich auf an jhny an uq mpyq3 mpm qm3 qm3 qm3 qm3 qm3 fühlen Waldegrund. („Münchener Jugend.“)

(Nachdruck verboten.)

Ein glücklicher Mensch.

Autorisierte Uebersetzung nach dem Französischen des E. Ribault von A. Friedheim.

Vor meiner Wohnung geht täglich, Morgens und Abends, ein Blinder vorbei.

Ein Bettler von vielleicht 65 Jahren ist es, mit einem großen, weißen Bart.

Er sieht nicht elend aus, hält sich noch ziemlich gerade, und sein Anzug, wenn auch vielfach geflickt, ist doch immer sauber. Quer über die Schultern gehängt trägt er einen alten Sack aus

Leinwand, in welchen er Brot und sonstige Almosen steckt, die er erhält.

Mehr wie einmal ist es mir passiert, daß ich den Mann ängstlich beobachtete und glaubte, nun müsse er an einen Laternenpfahl stoßen oder gegen die kleinen Tische vor den Cafés anlaufen. Aber nein! Jedemal, gerade im rechten Augenblick, machte ihn sein Stock auf etwaige Gefahren aufmerksam. Vorsichtig, gespannt aufhorchend, vermeidet er die Hindernisse, geht langsam und ohne Furcht seines Weges.

Mehr wie einmal habe ich ihn ohne jede hülfreiche Hand in einen Laden eintreten sehen, um dort seine kleinen Einkäufe zu machen.

Ich hätte gern Näheres über die Existenz dieses Bettlers gewußt, und eines Sonntags, als ich ihn am Eingang des Parks sitzen fand, da warf ich eine größere Münze in seinen Hut und zögerte einen Augenblick. Ich sah, wie er das Geldstück vergnügt befühlte und dabei sich immer und immer bedankte und mir alles nur denkbar Gute wünschte.

Um eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, sagte ich ihm, daß ich ihn schon länger kenne, und mich nicht genug wundern könne, mit welcher Sicherheit er sich ganz allein in der Großstadt zurecht finde.

„Das macht die Gewohnheit, lieber Herr“, antwortete er. „Ich habe den Plan im Kopf, zähle die Straßen, ich denke mir besondere Merkzeichen, und auf diese Art komme ich ganz sicher dahin, wo ich hin will; eben so sicher wie Sie, lieber Herr.“

„Sind Sie schon lange blind?“ fragte ich weiter.

„Seit meinem sechszehnten Jahr, in Folge einer bösen Krankheit.“

Und nun fing er an zu sprechen, langsam ohne zu gestikulieren, die Hände am Hut, der auf seinen Knien lag, den Kopf leicht geneigt und ihn mir jedesmal zuwendend, wenn ich eine Frage an ihn richtete. „Ach ja, zuerst ist es sehr schwer, wenn man nicht mehr sehen kann!“ fing er an. „Ich glaube, ich müßte den Verstand verlieren. Diese ewige Dunkelheit regt einen auf; man denkt, wenn man die Lider ganz hoch hätte, müßte man doch sehen können. Man fürchtet sich, glaubt immer allein zu sein; man verlangt fast immer nach menschlichen Stimmen, Geräusch um sich . . . und schließlich wird man ruhig und gewöhnt sich.“

„Haben Sie gleich zu Beginn die öffentliche Mithätigkeit in Anspruch genommen?“

„Ja, lieber Herr, was blieb mir denn anders übrig. Meine Mutter war ja eine arme Witwe; was sollte ich anders anfangen; jeden Morgen führte sie mich an einen bestimmten Platz, gab mir etwas Essen mit. Ich blieb dann den ganzen Tag dort sitzen, hielt meine Mütze hin. Ach, wieviel Jahre habe ich so verlebt, in Sommergluth und Kälte, Regen und Staub! Aber Sie sehen, es geht mir auch darum heute nicht schlechter.“

„Leben Sie denn ganz allein?“ meinte ich.

„Nein, lieber Herr, ich habe ja noch meine Frau.“

„Ihre Frau!“ rief ich überrascht. „Sie sind verheirathet!“

„Ja“, sagte er und lächelte dabei, als wenn er sich über mein Erstaunen amüsierte.

Er sprach von seiner Verheirathung, ein richtiges Jbhll, und während er sprach, belebten sich seine Züge in der Erinnerung an die Vergangenheit, und der alte Bettler schien mir weniger besagenswerth. „Ja“, fuhr er fort, „mit 25 Jahren habe ich mich verheirathet. Meine gute Mutter war gerade gestorben; sie hatte mich so lieb, daß sie mich nie allein gehen lassen wollte. Als sie fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging, da bat sie eine Nachbarin, ihre Freundin, für mich zu sorgen, mich in Kost zu nehmen. Die beiden Frauen wurden einig und die Tochter dieser Frau, Henriette, ein junges Ding von etwa 17 Jahren, sollte mich Morgens und Abends führen. Die Kleine nahm regen Antheil an mir und sei es nun aus Mitleid, sei es aus einem andern Grund, ich gefiel ihr.“

„Sie müssen nämlich wissen“, fügte er mit einem gewissen Selbstbewußtsein hinzu, „ich war trotz meines Gebrechens gar nicht so übel in meiner Jugend und hielt was auf meinen äußeren Menschen.“

Was mich anbelangt, mir hatte es Henriettens Stimme gleich angethan. Wenn sie Abends kam, um mich nach Hause zu holen, erkannte ich ihren Schritt schon von weitem. Ganz langsam gingen wir heim und plauderten miteinander. Ich fragte sie nach ihrer Haarfarbe, ihren Augen, ihrem Teint, der Form ihres Gesichtes, und allmählich machte ich mir so ein Bild von ihr zurecht, daß ich anschauen konnte, wann immer ich wollte. Eines Abends, unter den Bäumen des Parkes, da ergriß ich ihre Hand, führte die Fingerspitzen an meine Lippen und sagte ihr, wie lieb ich sie habe. Sechs Monate später haben wir mit Einwilligung ihrer Mutter geheirathet.“

Ein paar Minuten schwieg er, dann, wie um eine Bewegung zu verbergen, fing er hastig an: „Es ging mir nämlich ganz gut, müssen Sie wissen, ich hatte schon etwas zurückgelegt und an meinem gewohnten Platz kannten mich die Passanten schon lange.“

„Was machte denn Ihre Frau?“

„Die ging als Näherin in verschiedene Häuser! Da habe ich nun nicht gewollt, daß sie ihre Zeit versäumen sollte, um mich immer zu holen, und ich kenne auch meinen Weg, es geht ganz gut.“

„Haben Sie Kinder?“

„Ja, lieber Herr, drei: ein Sohn ist beim Militär und zwei Töchter; eine ist an einen Schlosser verheirathet, die zweite hilft der Mutter. Wir leben friedlich zusammen. Nach dem Abendessen lesen sie mir die Zeitung oder ein Buch vor. Wir spielen auch Domino und dann ärgern sich die Frauen, wenn ich gewinne! Die Nachbarn kommen auch zu mir und dann sprechen wir über Politik.“

Ich glaube, er hätte mir am liebsten gleich seine Ansichten mitgetheilt, aber ich kam mit der Frage:

„Und alles in allem, sind Sie denn glücklich?“

„Sehr glücklich, lieber Herr; ich habe keinen Grund zur Klage. Meine Frau ist brav und fleißig; niemals höre ich ein lautes Wort von ihr.“

„Aber es muß doch schrecklich sein in Ihrem Alter zu hetteln.“

„Mein Herr, ich bin nun schon daran gewöhnt, ich kann doch auch nicht so müßig in den Tag hinein leben, die Andern arbeiten ja auch.“ Und leise fügte er hinzu, „ich möchte doch auch gern für die sorgen, die mir das Liebste auf der Welt sind und bin ja so glücklich, daß ich es kann.“

Unterbunt.

* Eine sensationelle gerichtliche Haus-suchung hat Dienstag Nachmittag bei der Baronin von Klot-Arntwetter in Berlin, laut „Berl. Tagebl.“ stattgefunden. Unter Assistenz von Schutzleuten in Uniform und Civil erschien ein Gerichtsvollzieher und beehrte Einlaß. Da die zu Hause anwesende Baronin auf wiederholtes Klingeln nicht öffnete, wurde ein Schlosser mit dem Aufbrechen der Thür beauftragt. Ehe jedoch letzteres vollständig ausgeführt war, bequeme sich Frau von Klot zur Oeffnung. Der gerichtliche Besuch galt der Auf-sindung der Baronin von Puttkammer, geb. von Endeboort, aus Vogelhang, die mit ihrem Gatten in Ghescheideung lebt und das demselben gerichtlich durch einstweilige Verfügung zugesprochene Kind entführt hat. Frau v. Puttkammer ist die Schwester der Frau von Klot und war hier seit 3 Wochen mit dem entführten 4jährigen Mädchen zu Besuch, ohne polizeilich gemeldet zu sein. Jedenfalls hatte sie Kenntniß davon, daß ihr

Aufenthalt ermittelt sei, denn am letzten Montag dampfte sie in größter Eile mit dem Kinde ab, sobald die Haus-suchung ergebnislos war. Wohin sie sich gewandt hat, wollte Frau von Klot nicht wissen. — Herr v. Puttkamer, der bei der Haus-suchung zugegen war, hatte schon vor einiger Zeit den Aufenthalt seiner Ehegattin ermittelt und ein hiesiges Detektivbureau mit der Beobachtung seiner Frau beauftragt. Trotzdem gelang die Abreise von Mutter und Kind. Letzteres war, als es aus dem Hause in eine bereitstehende Droschke getragen wurde, bereit eingewickelt, daß es einem großen Paket glich. Die verschleierte Mutter wurde von dem Detektiv ebenfalls nicht erkannt.

* Die Schrecken eines chinesischen Gefängnisses schildert ein Korrespondent der „N.-Ch. Daily News“ in Süntschien (Provinz Kiangsu) wie folgt: „Infolge der im Norden dieser Provinz herrschenden Hungersnoth mehren sich die Räuberbanden von Tag zu Tag. In den vier großen Mäulichkeiten des Gefängnisses zu Süntschien sitzen zur Zeit etwa 100 Räuber in Ketten gefesselt. Ihre tägliche Ration besteht aus 8 Unzen Brod und heißem Wasser. Falls sie Freunde haben, verbessert sich ihre Lage, andernfalls sind sie in kurzer Zeit Leichen, und man verscharrt sie, nur in Strohmatte gehüllt, auf einem besonders für sie reservirtem Felde. Zwischen Februar und Oktober 1898 starben in diesem Gefängnis fast 300 Menschen und seit jener Zeit sterben täglich im Durchschnitt zwei. Dies ist jedenfalls der kürzeste und billigste Weg, um mit dem Brigantenthum aufzuräumen.“

Eine neue Salon-Dampfschacht für den Kaiser ist gegenwärtig auf der Kaiserlichen Werft in Kiel im Bau begriffen. Das Fahrzeug, welches für die Begleitung der Binnenmeer-Regatten bestimmt ist, eine Länge von 18 Meter und eine Breite von 2½ Meter erhalten wird und bis zur Kieler Woche fertiggestellt sein soll, wird mit einer doppelcylindrischen Hochdruckmaschine ausgestattet, die eine Bewegungsgeschwindigkeit von 21 Knoten in der Stunde zuläßt. Der Name der neuen Kaiserschacht wird wohl bei dem Stapellauf bekannt gegeben werden.

Räthselecke.

Wortspiele.

1.

Ich möchte o, so ruft der arme Klaus,
Ein fremder Händler kommt aus's Dorf heraus,
Bringt u mit o, viel schlechter als die meinen,
Und doch die Bauern kaufen nur die seinen.

2.

Der wilde u fiel von dem u,
Fast gings um seinen 1,
Doch er erholte sich im Ru
Und sprang von bannen schnell.

Telegraphenräthsel.

Die Striche und Punkte des Telegramms entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachfolgend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese letzteren sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte fallenden Buchstaben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben:

Emil — Ewald — Rathsherr —
Stall — Stunden — Zeisig.